

Junge Musiker und Musikerinnen gesucht



Orchester-Erlebnis: Das Jusi – hier bei einem Konzert mit Andreas Klippert – formiert sich wieder neu. Bild Jakob Menolfi

Das Jugendsinfonieorchester Graubünden ist auf der Suche nach Mitspielerinnen und Mitspielern für sein neuestes Konzertprojekt. Anmelde-schluss ist Mitte Mai.

Brigels. – Die Probenwoche des Jugendsinfonieorchesters Graubünden (Jusi) mit zwei abschliessenden Konzerten findet in diesem Jahr erstmals in den grossen Sommerferien statt. Vom 6. bis zum 14. August werden in der Casa Mirella in Brigels unter der Leitung von Volker Hiemeyer Werke von Felix Mendelssohn, Georges Bizet, Edward Elgar und Wolfgang Amadeus Mozart geprobt.

Das Jusi ist ein Projekt des Verbands Sing- und Musikschulen Graubünden – von welchem es auch 2005 ins Leben gerufen wurde. Ziel ist es, dem musikalischen Bündner Nachwuchs erste Erfahrungen in einem Sinfonieorchester zu ermöglichen.

14- bis 22-Jährige sind gefragt
Bis zum 15. Mai läuft die Anmeldefrist für das diesjährige Projekt. Gesucht werden fortgeschrittene und motivierte jugendliche Instrumentalisten im Alter von 14 bis 22 Jahren. Anmelden können sich Streicher, Holzbläser, Blechbläser, Schlagzeuger und Harfenisten. Ausführlichere Angaben zur Orchesterbesetzung und zu den Anforderungen sowie weitere Informationen sind im Internet unter www.jusi-gr.ch zu finden oder auf der Facebook-Seite des Orchesters. (so)

Die zeitlose Rache einer verlassenen Geliebten

An der Zürcher Hochschule der Künste wird zurzeit an dem Stück «Medea» gefeilt. Mit der griechischen Tragödie hat sich Selina Gasser für ihr Regiedebüt höchst dramatischen Stoff vorgenommen. Premiere wird das Stück in Chur feiern.

Von Maya Höneisen

Zürich/Chur. – Für sie habe dieses Stück mit der Frauengestalt aus der griechischen Mythologie durchaus zeitgemässen Inhalt, erklärt Regisseurin Selina Gasser bei den Proben zur griechischen Tragödie «Medea» in Zürich. Trennungen, Scheidungen, ermordete Kinder gebe es auch heutzutage. Medea sei für sie eine widersprüchliche, aber auch eine faszinierende Frauenfigur.

In der Szene, die gerade geprobt wird, ist diese Figur sanft, unterwürfig, entschuldigend. Marie Ulbricht als Medea bittet Jason, gespielt von Matthias Schoch, den Vater ihrer beiden Söhne um Verzeihung. Gefeilt wird an der Körperhaltung. Wie soll diese Unterwürfigkeit vermittelt werden? Wie wird zwischen den beiden Figuren zusätzliche Spannung aufgebaut? Jason wirkt noch zu herablassend. Er sollte eher erleichtert wirken. Sollte er das? Wie sympathisch soll er überhaupt sein? Was war eben gut, wo braucht es stärkere Ausdrucksmittel? Wo muss diese Hand sein, wo die andere, wie lange soll Medea den Blick halten? Der Tisch, auf dem Medea sitzt, quietscht und ächzt. «Sag mal, hält der eigentlich noch?» – «Keine Ahnung, eine Schraube fehlt.» Nochmals von vorn, dieselbe Szene. «Wenn er bloss nicht zusammenkracht.» – «Er wird das schon aushalten.»

Ein eiskalter Plan

Auch das Publikum wird einiges aushalten müssen. Der Stoff ist nicht unbedingt leichte Kost. Ursprünglich ist Medea eine Frauengestalt aus der griechischen Mythologie. Die älteste erhaltene Quelle über sie stammt von Euripides aus dem 5. Jahrhundert vor



Ausdruck ist das A und O: Marie Ulbricht und Matthias Schoch proben in Zürich für die Churer «Medea»-Aufführung nach Euripides. Bild Benjamin Hofer

Christus. An diese Originalversion hält sich Gasser auch in ihrer Inszenierung. Die Tragödie erzählt die Geschichte von Medea und Jason und ihren zwei gemeinsamen Söhnen. Nach ihrer Flucht aus Medeas Heimat Kolchis nach Korinth wird Jason Medea untreu und heiratet die Tochter des Königs Kreon. Medea wird vom König verbannt. Nachdem sie erst sehr emotional reagiert, beschliesst Medea dann, sich an Jason zu rächen. Während sie also noch wie in der beschriebenen Szenenprobe unterwürfig und sanftmütig um Verzeihung bittet, spielt sie ein Spiel im Spiel und schmiedet taktisch geschickt einen kaltblütigen Plan.

Moderne Klänge statt Chor

In ihrer Fassung lässt Gasser dem Publikum originelle Verschnaufpausen.

Der Chor der Euripides-Version wird ersetzt durch Elemente aus verschiedenen modernen Musikstilen, komponiert von Georg Gadiant. Auf der Bühne umgesetzt werden die musikalischen Einlagen von Florian Trepp, Musiker der Churer Band Helicobacter, und zwei Cellistinnen. Gesang und Instrumente werden elektronisch unterlegt. Die Texte dazu hat der Autor Andri Perl in Churer Dialekt verfasst. Laut Perl greifen diese Passagen Motive aus den jeweiligen Szenen auf und übersetzen sie aus einem anderen Blickwinkel in die heutige Zeit. Die Stimme Trepps würde die Stimme des Volkes verkörpern, sagt Perl.

Die gebürtige Hamburgerin Marie Ulbricht hat ihr Schauspielstudium zusammen mit Matthias Schoch an der Zürcher Hochschule der Künste absolviert. Nach einem Engagement

am Luzerner Theater ist «Medea» ihr zweites Projekt. Schoch, der in «Medea» gleich vier männliche Rollen besetzt, ist in Graubünden kein Unbekannter. Im Sommer vergangenen Jahres war er als König Salomo in der Origen-Inszenierung «La Regina da Saba» auf dem Julierpass zu sehen.

Noch ist der Regisseurin nicht durchwegs klar, wie der Raum in der Churer Kulturbau «Werkstatt» in die Handlung einbezogen werden kann. Dort findet Ende April die Premiere statt. Zwei Tische könnten da die fehlende Höhe einer Bühne ersetzen, überlegt Gasser. Stabile natürlich, ohne fehlenden Schrauben.

«Medea». Premiere: Dienstag, 26. April, 20 Uhr, «Werkstatt», Chur. Weitere Vorstellungen: Mittwoch, 27., und Freitag, 29. April, jeweils 20 Uhr, sowie Sonntag, 1. Mai, 19.30 Uhr.

BALZERS SEITENBLICKE

Kirschblütenfeste statt Hirnwäsche



Von Mathias Balzer

Im Garten vor dem Haus beginnen die Bäume zu blühen. Die Knospen an den Ästen, die für Monate schwarz gegen den Himmel zeigten, werden von innen gesprengt, der steigende Druck der Säfte erzeugt kleine Blütenexplosionen. Es ist Zeit, die Weissweinflaschen zu öffnen und die Abende diesem stillen Blütenspektakel, diesem Weiss, diesem Rosa zu widmen. Die Medienflut, von der vor zwei Wochen an dieser Stelle die Rede war, kann uns den Buckel runterrutschen. Was sind schon News verglichen mit dem geheimnisvollen Wunder der Natur? Schön wärs! Schön wärs,

wären da nur ein Garten, ein Baum, ein Glas Weisswein, der Abendwind und unser Staunen. Dafür wäre diese Welt wohl auch gemacht. Aber für uns medial durchtränkte, global gebildete Wesen sind eben Kirschblüten und Wein nicht mehr nur Kirschblüten und Wein – in diesem Garten hier und jetzt.

Die Kirschblüte ist Japans Nationalblume. Die Blume der Blumen, der die Bewohner Nippons alljährlich ihr grösstes Fest, das Sakura-Fest widmen. Die weisse Blüte ist auf der fernen Insel das Symbol für die verschiedenen Stufen des Lebens, für dessen Aufblühen, für dessen betörende Flüchtigkeit, für dessen Vergänglichkeit. Und so lassen die Inselbewohner bei Beginn der Blütezeit alles stehen und liegen und begeben sich in die Kirschbaumhaine, mit Sake und Bier, roten Laternen und Reismatten bepackt, um die Schönheit des Frühlings in tage- und abendlangen Trinkgelagen zu feiern. Es wäre nun also Gelegenheit, unseren

Mitbewohnern auf der anderen Kugelseite zuzuprosten: Auch wir blühen auf! Auch wir sind nur ein Hauch im Wind! Auch wir vergehen! Darob bleibt einem in diesem Frühling anno 2011 aber doch der edle Tropfen im Hals stecken. Beim Blick ins Glas spiegelt sich unverhofft das schwarze Strahlensymbol auf der gelben Oberfläche und man fragt sich, wie dieses leuchtende Weiss der Kirschblüten vor dem Abendhimmel wohl in einem radioaktiv verstrahlten Landstrich wirkt ...

Kirschbäume blühen bereits, als noch keine Menschengenossen sich daran erfreuen konnten, als es noch keinen Reiswein gab, um sie zu feiern. Es wird diese Symbole der Vergänglichkeit auch noch geben, wenn wir Wesen, die Symbole sehen und Feste feiern, längst Vergangenheit sind. Dabei massen wir uns in unserer Masslosigkeit an, etwas zu hinterlassen, das auch nach unserem Verschwinden todbringend strahlen wird. Aber dieser so einfache, wie klare Gedanke

scheint uns nicht zu kümmern. Die Warnung, dass wir das auf keinen Fall tun dürfen, verhallt ungehört in den Tresorräumen der Atomindustrie. Bereits hoffen deren Exponenten, dass ihre eilig angekurbelte mediale Hirnwäsche in ein paar Jahren die Zweifel schon wieder weggewaschen haben wird.

«**Wo die grünen Ameisen träumen**» heisst ein Film, den Volker Schlöndorff 1984 herausgebracht hat. Der Streifen zeigt, wie sich ein Stamm australischer Ureinwohner einem Urkonzern entgegenstellt, der auf ihrem Territorium das strahlende Material abbauen will. Die Aborigines besetzen das Gelände und erklären den tumb dreinschauenden Ingenieuren, dass hier nicht gegraben werden darf, weil hier die grünen Ameisen, mythologische Wesen aus der Traumzeit, der vormenschlichen Zeit, schlafen und man diese auf keinen Fall wecken darf, da sie, die Ameisen, den Traum der ganzen Welt träumen. Würde man sie wecken, zerfiele der Traum.

Der Kirschbaum im Garten ist nicht mehr einfach nur ein Kirschbaum im Garten. Der Traum der Welt ist zum Alptraum geworden. Das nächste AKW ist 170 Kilometer entfernt. Das Argument, man dürfe keine grünen, träumenden Ameisen wecken, zieht wohl auch vor Schweizer Gerichten nicht. Wir haben der Hochtechnologie keine tragende, kräftige Mythologie entgegensetzen.

Gut, wenigstens wird in der Churer Hölle im Scaläratobel mit den Köpfen allzu hochtrabender Politiker und Geschäftsleute gekgelt. Aber Hand aufs Herz: Wünschen wir nicht uns und unseren Nachfahren, dass sie eines Tages wieder nur einen Garten und einen blühenden Baum sehen können und allen Mitbewohnern der Erde zuprosten können: Ja, wir erblühen! Ja, wir sind nur ein Hauch im Wind! Ja, wir vergehen!

Der Churer Theatermann Mathias Balzer wirft seine Seitenblicke sonntags alle zwei Wochen.